

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 52 (1926)
Heft: 32

Artikel: Die Schreibmaschine
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-459574>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Schreibmaschine

Er hatte sich als Schriftsteller etabliert, da er sich umsonst nach einem bessern Handwerke umgesehen. Da zum Schriftsteller eine Schreibmaschine gehört wie zum Maurer die Kelle, so forderte er von verschiedenen Häusern, die sich mit dem Handel solcher Maschinen befassen, Oefferten ein, obwohl er keineswegs wußte, wie er die Maschine bezahlen sollte. Er dachte sich, es würde sich schon mit der Zeit ein Modus finden, der beiden Teilen genehm sei. Dies dachte er nicht etwa aus oberflächlicher Gesinnung heraus, sondern auf Grund bedeutsamer Zeichen, die ihm geworden.

Es hatte sich nämlich folgendes ereignet: In der höchsten Not hatte er sich entschlossen, mit einem Versicherungsagenten zusammen einen Handel mit Obst zu organisieren. Er sollte einkaufen. Der Agent würde die Ware an den Mann bringen. Vermöge seiner akademischen Bildung wies Müller zweifellos die Fähigkeiten auf, die zum Handel in Lageräpfeln und in Kochobst gehören. Was ihm an Spezialkenntnissen etwa fehlen mochte, das war durch die rühmliche Erfahrung zu erwerben. Die Situation im Uebrigen sehr günstig. Der Kurort wies wenig und viel zu teures Obst auf. Es waren alle Bedingungen zum Gelingen des Handels gegeben.

Doch der Mensch denkt und Gott lenkt, ein Sprichwort, das Müller ganz vergessen hatte.

Der junge Obsthandler hatte seine drei Koffer mit Mühe und Not gepackt, während die südliche Sonne glühend auf das Schieferdach über seinem Kopfe gebrannt. Die Koffer harrten im Hausgange auf den Camion, der sie abholen sollte. —

Der Obsthandler hatte die letzte Nacht im alten Raum geschlafen, das heißt, er hatte sich unruhig auf seinem harren Bette hin und her gewälzt, da es ihm immer seltsamer dünkte, daß er vielleicht übermorgen auf dem Basler Kirchenmarkt einkaufen sollte. Das tägliche Leben aber lockte ihn doch. Er hatte Wilhelm Meister gelesen, den grünen Heinrich und Spengler. Er war überzeugt, daß die Tage der Kunst gezählt seien. Das alte Europa und das junge Amerika kämpften um den Besitz seiner Seele wie Gott und der Teufel um die Seele Hiobs, oder wie Tugend und Laster um jene des Herkules am Scheidewege.

Wie er die Augen öffnete, als der erste Sonnenstrahl in seine Bude fiel, da sah er eine Spinne gerade über seinem Kopfe die Wand herab stetzen. Sie stetzte mühsam. Als er recht hinsah, entdeckte er, daß die Spinne nur fünf Beine hatte. Spinne am Morgen und nur fünf Beine. — Nichtsdestoweniger erhob er sich, stürzte einen Kübel kaltes Wasser über die Brust und frottierte sich nach Herzenslust. Man denke: Arbeit, tätiges Leben, Industrie, neue Welt — Kaugummimillionär — —

Er hatte zwei Stunden auf den Camion gewartet. Dieser kam nicht. Statt dessen aber kam ein Telephon, das ihm die nüchterne Mitteilung überbrachte, man hätte den Agenten Wohnung versiegelt. Das war fatal. Sein Gott wollte ihn nicht frei geben. Der Hunger folterte ihn. Zeilenschinder, Journalist — . Warum nicht? Goethe hatte Feuilleton geschrieben. Dostojewsky hatte so begonnen. Wagner hatte Noten kopiert.

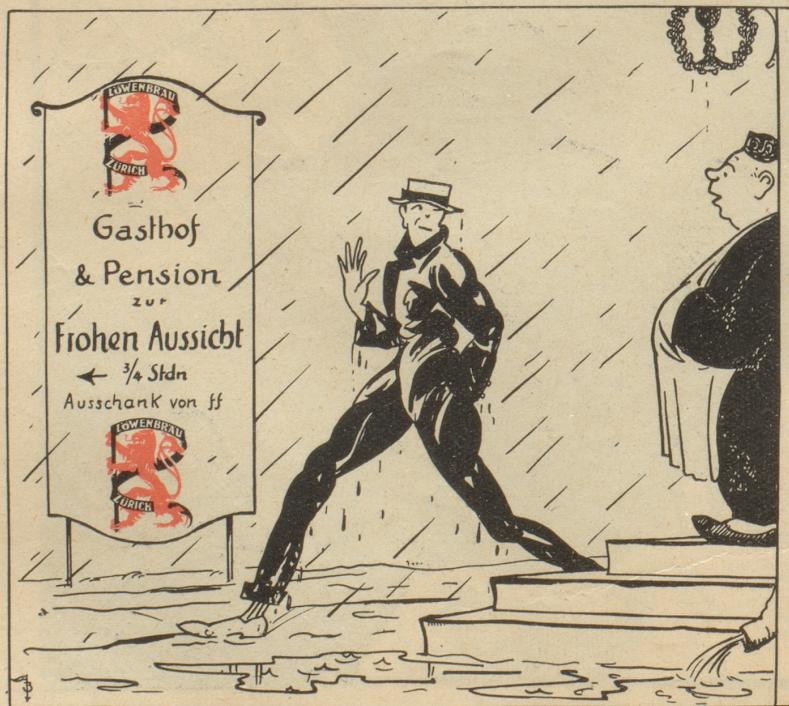
— Sieben Geschäfte sandten ihm Oefferten. Nur eines reagierte nicht.

Dann kam unerwartet eines Tages ein Telegramm: „1 Uhr 45 anlängen, Lugano, 289, Prell von Paiser.“ Ein Wunder, sicher ein Wunder in letzter Stunde, kein Zweifel. Müller hatte nämlich vor Wochen schon ein Inserat erlassen, in dem er seine Fähigkeiten als Chauffeur angepriesen. Denn dies gehörte auch mit zu den Fluchtversuchen vor dem Rufe seines Gottes. Seine Inserate aber waren erfolglos geblieben. Er hatte schon gewußt, daß sie erfolglos bleiben würden. Nichtsdestoweniger — — Ein moderner Mensch versucht sein Glück nicht nur einmal. Nun hatte sein Inserat ein Baron gelesen, hatte sich die Adresse gemerkt, befand sich nun in Lugano ohne Fahrer, da dieser sich irgendwie nicht bewährt, wollte nun nach Italien — . Zweifellos ein Herr Baron Prell von Paiser. Der Name war seltsam. Doch es gab so viele seltsame Namen, es gab Leibundgut, Satanas, Sauerblick — warum sollte es da keinen Prell von Paiser geben?

Vor lauter Aufregung aß er nichts zu Mittag. Er eilte auf die Post und suchte nach dem Numero 289, statt daß er den Rest Hafernius zum vierten Male aufwärmte. Er fand die Nummer. Es handelte sich um die Nummer eines beiderdeutschen Gasthauses. Eine erste Enttäuschung. Aber gibt es nicht Eigenbrödler von Grafen und Baronen?

Endlich war die Stunde gekommen, in der sich das Wunder ereignen sollte. Er läutete 289 an. Sein Herz klopfte so stark, daß die Kabine hörbar vibrierte. Der Herr Prell sei noch nicht angekommen, hieß es, es sei ja übrigens auch noch eine halbe Stunde zu früh. Müller wollte pünktlich sein. Nun war er zu früh gewesen. Blinder Eifer — — . Er bezahlte 70 Rappen, bezahlte sie, blaß geworden bis in die Haarwurzeln, mit dem letzten Fünflieber. Nach einer halben Stunde läutete er wieder an. Er dachte sich, daß er diesen Betrag bald hundertfach als Chauffeur eines Barons eingeholt. Der Herr Prell meldete sich. Er sprach ihn wie ein gemütlicher Schweizer in bestem Zürideutsch an. Unser Held wußte nicht, daß Prell ein Schweizerzergeschlecht sei. Ein eingekaufter Schweizer wohl.

Prell fragte nach Prells Begehr. Prell erwiderte bieder, er wisse doch schon, worum es sich handle. Als Müller verneinte, erklärte ihm jener, er habe doch eine Schreibmaschine-Oefferte verlangt. Er, Prell, werde mittags um 3 Uhr in Locarno sein. Er werde ihn besuchen, er bringe die neueste Matador, Modell mit Stechwalze, ein kleines Wunder um nur



„Wann Ihr bei Zürcher Löwbräu händ, so lauf i lieber no dreiviertel Stund witer bis zur Frohe Aussicht!“

Nach den Schlachtfeiern

D. Baumberger



Gestern noch auf hohen Rossen — heute wieder . . . Eidgenossen

460 Franken. Müller fragte, wieso er unter falschem Namen telegraphiert habe. Falscher Name? Unmöglich! Er sei ein ehrlicher Geschäftsmann. Das Telegramm müsse bei der telephonischen Übertragung verstimmt worden sein. — Ecco tutto Müller lehnte den Besuch ab, er habe keine Zeit und kein Geld. Der Züribüter Baron schwätzte gern weiter, bis Müller abläutete. Erleichtert atmete er auf. Dann aber bezahlte er mit zitternder Hand schwere zwei Franken und zehn Rappen für dreifaches Gespräch. Wenn den Prell von Kaiser nur den Teufel holte! Gensekten Kopfes, wie ein begossener Pudel, schlich er sich heim.

Mittags 4 Uhr erhielt er ein zweites Telegramm: „Unkonone 5 Uhr. Prell von Kneifer.“

Müller flüchtete sich in die Berge.

Als er spät abends schwitzend heimkommt, zeigt ihm die Wirtin freudestrahlend ein schmückes, schwarzes Kofferchen: „Ein Herr Prell ließ diese Maschine für Sie zurück. Er werde morgen früh um 8 Uhr wiederkommen. Er logiere im Hotel Belvedère.“

Müller rennt mit der Maschine eine Stunde weit ins Belvedère auf steilem und holprigem Wege, stets in Angst, er könnte mit der Maschine hinfallen. Er alterte um zehn Jahre auf diesem Wege. Herr Prell ist nicht zu treffen, Gott sei Dank, er befindet sich in einer geschäftlichen Sitzung. Müller gibt die Maschine für ihn ab.

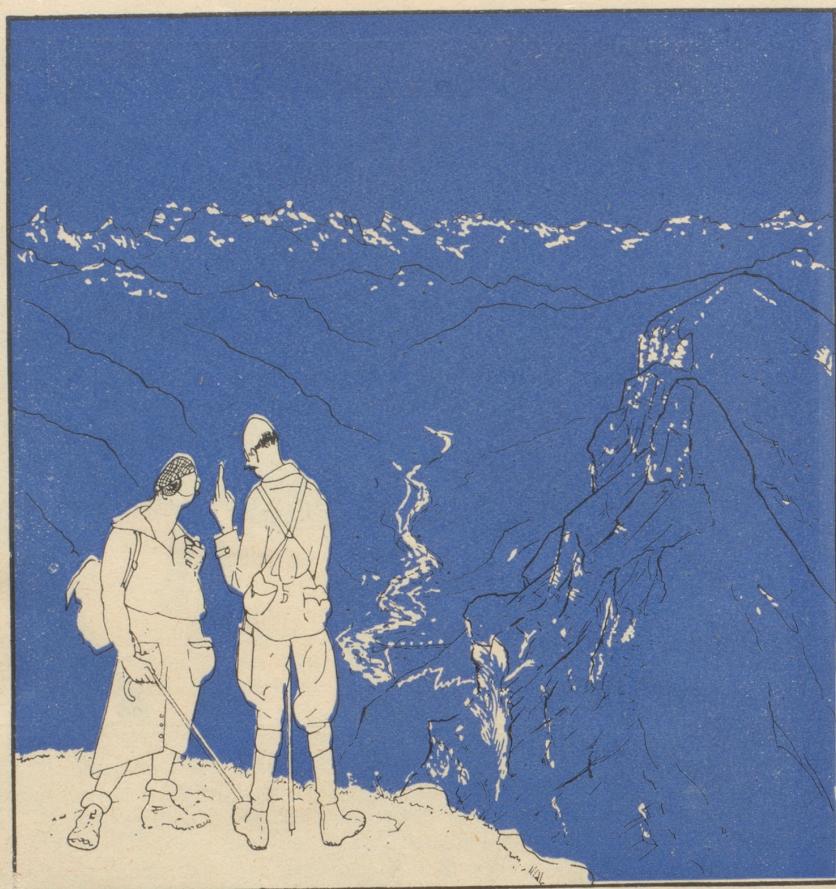
Am Morgen in aller Herrgottisfrühe, als er noch nicht ausgeschlafen, holt man ihn wieder ans Telefon. Er weigert sich. Er lässt abläuten. Er sei krank. Er verreise.

Ein kleines Mädel, halb noch ein Kind,
Halbnackt, à la Mode gekleidet,
Rümpft kraus das Näschen und spricht blaßt:
„Die Männer sind längst mir verleidet,
Ich werfe mich jetzt auf Freundinnen nur,
Mit Freunden ist doch nichts zu wollen,
Im Weib allein liegt die höchste Kultur,
Da schöpfe ich aus dem Vollen.“

Eine Halbweltdame, schon voll erblüht,
Mitts drin in den besten Jahren,
Spricht leise auf ihre Gefährtin ein,
Die noch nicht ganz weltersahnen:
„Kalt schnauzig nimmt man die Männer stets,
Selbst darfst du dich nimmer verlieben,
Und zuckt dir das Herz auch in heißer Qual,
Nur immer eiskalt geblieben!“

Ein altes verblühtes Mädel spricht
Zur Freundin, zur hübschen, jungen:
„Ich rate dir Kindchen, sei nicht zu klug,
Das ist schon so mancher misslungen.
Und kommt dir einer und 's Herz pocht,
So komm ihm getrost entgegen,
Und frag nicht nach Geld und frag nicht nach Gut,
Das Glück blüht auf steinigen Wegen.“

Und neben mir saß ein fröhliches Kind,
Das horchte mit mir und lauschte,
Wie alles von rechts und alles von links
Von Tint und Liebe nur plauschte.
Und leise schob sich ihr Händchen in
Meine derben, gewaltigen Pranken,
Und ich — ich küßte den kirschroten Mund,
— Natürlich nur in Gedanken. — Grätzchen



„Ein Paradies! — Nach den Ferien muß mir die ganze Klasse einen Aufsatz über diese Gegend schreiben!“

Die Schreibmaschine

Als er um 10 Uhr auf einem Schleichwege das Dorf verlassen will, rennt ihm plötzlich der Spezereihändler nach. Müller, der bei ihm Schulden hat, fürchtet ein scharfes Rencontre. Er versucht, in Säcken zu entfliehen. Er stolpert und fällt. Der Händler ist neben ihm. Er erzählt ihm mit stoßendem Atem, es habe ein Herr Prell eine Schreibmaschine für ihn abgegeben, da er, Müller, es so gewünscht. Herr Prell setze jedes Vertrauen in Herrn Müller, Herr Müller sei ein vornehmer und reicher Gentleman, sonst würde er nicht in Monti wohnen. Er habe nun die Maschine ins Haus bringen lassen, ihm, dem guten, dem besten Kunden. Eine Mahnung zur Zahlung, natürlich — Müller ist nicht so dumm, man kann Schuldner auch durch Güte zum Zahlen nötigen.

Er wagt sich nicht heim.

Die Maschine verfolgt ihn wie ein Gespenst.

Der Hunger nach dem Hafermusreste treibt ihn schließlich. —

Da steht sie, die Maschine, das kleine Wunder mit Stechwalze und Normaltaftatur.

Müller hebt den Deckel.

Müller schreibt zehn Zeilen.

Müller ist verloren. Er wird es nicht mehr wagen, die Maschine aus den Fingern zu geben. Er schreibt Feuilleton, stundenlang. Er schreibt in derselben Nacht, daß er die Maschine behalte. Es war ja doch Fatum. Drum hatte sich Prell nicht vertreiben lassen.

Da meldet sich ein Gichtbrüchiger aus dem ersten Stock. „Wenn Sie mit der Maschine hier schreiben wollen, so kann ich Sie nicht länger hier dulden. Sie sind ohnehin die Miete vom vorigen Monate noch schuldig. Ich dulde umbedingt keine Schreibmaschine im Hause.“

Müller blickt ihn mit fragenden Augen an.

Wieder ein Telephon.

Sein Lehrmeister im Autofahren meldet sich. Er braucht einen Chauffeur für seinen Benzinzulieferungswagen.

Müller bestunt sich einen Abend, einen Morgen; doch es geschieht nichts. Keine Spinne mit fünf Beinen.

Am folgenden Morgen fährt er auf holprigem Lastwagen und auf holpriger Straße Benzinfässer zu den Kunden, für lumpige 150 Franken. Davon bezahlt er 50 Franken als erste Rate an die Maschine.

Er wagt es nicht mehr, sie aus den Fingern zu geben. Er fürchtet für seine Nerven und für seinen Verstand. G. v.

Am Heidentenstein

Rings schweigt der Hain der heilig' alten Pinien,
In grauer Stummheit ragt der Opferstein,
Der Efeu rankt gleich züngelnden Erynen
In grüne Fänge die Eriinn'rung ein.
Ein Pfauenauge nippt an den Blutglycinen,
Die Ratter lauert auf den Biss im Moos,

Der Sonn'strahl kerbt die Ringe ihrer Linien,
Ein morscher Delzweig fällt mir in den Schoß.
Ich denk' des letzten Kusses bei Virginien
In der Osteria, der stillen, in Sorrent,
Und fühl' noch, wie von ihrem Schlag, dem kühnsten,
Mein Stoßzahn schmerzt, und meine Wange brennt.

M. A. Wallas